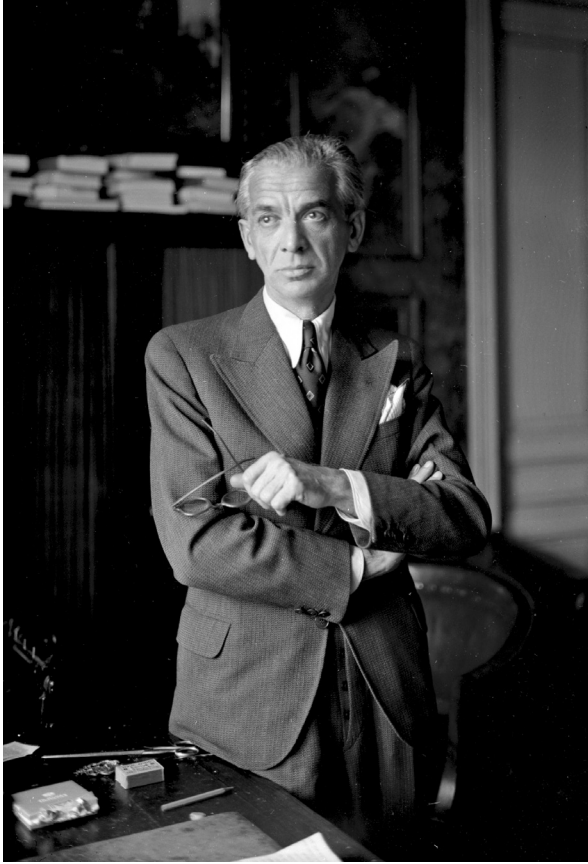



Ludwig Hirschfeld  
**Wien in Moll**  
Ausgewählte Feuilletons  
1907–1937





Ludwig Hirschfeld  
**Wien in Moll**  
Ausgewählte Feuilletons  
1907–1937

Herausgegeben  
und mit einem Nachwort  
von Peter Payer



Löcker



Entstanden in Zusammenarbeit mit dem Verein PUNKT, mit freundlicher Unterstützung der Kulturabteilung der Stadt Wien (MA 7), Wissenschafts- und Forschungsförderung. Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Kulturabteilung der Stadt Wien (MA 7), Literatur.



Abbildung auf der Vorderseite: Ludwig Hirschfeld, um 1937

© Erhard Löcker GesmbH, Wien 2020  
Herstellung: Prime Rate, Budapest  
ISBN 978-3-99098-039-2

# Inhalt

Vorwort ... 9

## Kaiserliches Wien

Fiakerlied in Moll ... 15

Konzert für Augen ... 22

Anleitung zum Reichwerden ... 30

Derbystudie ... 36

Besuch bei den Tieren ... 41

System Rigi ... 47

Semmeringschwärmerei ... 51

Die gedankenlose Insel ... 55

Der gesetzlich geregelte Hausmeister ... 61

Der Stellwagen ins Liebhartstal ... 66

Naschmarktelegie ... 72

Die letzte Stunde ... 78

## Wien im Krieg

Der eiserne Sommer... 85

Der Brotkorb ... 90

Urlaub auf dem Gänsehäufel ... 95

Die Hausherren und die Mieter ... 100

Anmeldung in der Sommerfrische ... 104

Kulinarischer Ausflug ...	109
Der letzte Kaffee ...	114
Die besteuerten vier Wände ...	118
Verkehrselend ...	123
Die Flucht in die Häuslichkeit ...	128
Der weiße Fleck ...	135
Die Heimkehr der Soldaten ...	142

### Republikarisches Wien

Bilder vom Tage der Nationalversammlung ...	151
Führer durch Wien ...	155
Der Klub der Selbststraseure ...	160
Alles um eine Krone ...	165
Statistik um Mitternacht ...	170
Die überwundene Teuerung ...	174
Muskulöser Sonntag ...	178
Gemüt für alle ...	184
Abschied von den Nullen ...	189
Verbindung mit Wien ...	194
Interview mit einem Eintänzer ...	199
Madame nimmt zu ...	204
Praterkonjunktur ...	208
Wiener Wahlsonntag ...	213
Abbau der Worte ...	218
Noch immer zu nobel ...	222



Herr ohne Beschäftigung ... 227

Gruß aus X-Beliebig ... 233

Vergehen und Werden ... 239

**Nachwort von Peter Payer:  
Ludwig Hirschfeld, Humorist  
und Sonntagschroniqueur ... 247**

Bildnachweis ... 263



Für meine Mutter



## Vorwort

*»Ich kenne meine Vaterstadt genau,  
aber ich liebe sie.«*

LUDWIG HIRSCHFELD, 1927

Er war ein Multitalent und zeit seines Lebens einer der populärsten Menschen von Wien: Ludwig Hirschfeld (1882–1942) kannte man – als Kulturjournalist, als Chefredakteur von Kunst- und Modezeitschriften, als künstlerischen Leiter von Kabarettbühnen, als Verfasser humoristischer Erzählungen, Dramen, Operettenlibretti und Filmdrehbücher, aber auch als Komponist schwungvoller Schlagermelodien und Co-Autor publikumswirksamer Revuen. Egal ob Zeitung, Buch, Bühne oder Film, Hirschfeld reüssierte in allen Metiers.


Die vorliegende Publikation stellt seine Tätigkeit als Feuilletonist in den Mittelpunkt. Mehr als drei Jahrzehnte lang schrieb er für die »Neuen Freie Presse«, kommentierte er in amüsanem Plauderton Entwicklung und Alltagsleben der Stadt: von der Jahrhundertwende und dem Ersten Weltkrieg bis hin zur Wirtschaftskrise und dem Modernisierungsschub der Zwischenkriegszeit. Dabei war Hirschfeld stets nah an den Menschen. Sein ironisch-satirischer Blick auf ihre Freuden, Sorgen und Nöte bescherte ihm eine wachsende Zahl an LeserInnen. Mit leichter Feder verband er Unterhaltung mit Tiefgang, hielt er der bürgerlichen Mittelschicht den Spiegel vor, gerade so, dass es ein bisschen wehtat – aber nicht zu viel. Karl Kraus bezeichnete ihn einmal als »mondänen Causeur, der lachend die Wahrheit sagt«.

Politisch verhielt sich Hirschfeld stets distanziert, trat allerdings schon früh und deutlich – in allen seinen Arbeiten – gegen den grassierenden Antisemitismus und allzu radikale politische Strömungen auf. Aufgrund seiner jüdischen Herkunft musste er 1938 nach Frankreich emigrieren. Nach vier Jahren Flucht wurde er interniert, nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.

Nach 1945 geriet Ludwig Hirschfeld völlig in Vergessenheit. Ein Nachlass ist nicht erhalten. Seine Werke, auch die zu Lebzeiten erschienenen Anthologien seiner Feuilletons, wurden nicht wieder aufgelegt; seine Biographie ist bis dato nur ansatzweise erforscht. Diese Lücke gilt es, spät aber doch, zu schließen. Ein erster Schritt dazu ist die Herausgabe des vorliegenden Buches. (Ein weiterer wird eine als Folgeband geplante Veröffentlichung zu Ludwig Hirschfelds Leben und Werk sein.) Ausgewählt wurden insgesamt 43 Feuilletons aus drei, die Stadt Wien prägenden Abschnitten des 20. Jahrhunderts: der Kaiserzeit, dem Ersten Weltkrieg und den 1920/30er Jahren. Die Aussagekraft für die jeweilige Zeit, war denn auch ein entscheidendes Kriterium für die Aufnahme der Texte in dieses Buch. Sie geben, jeder für sich, spezifische Einblicke, verstehen sich – auch seitens des Autors – als mikroskopische Studien, bei denen sich im Kleinen das Große spiegelt. Wobei die Relevanz all dessen sich oft erst aus der Distanz offenbart, wie Hirschfeld selbst einmal formulierte: »Denn das wirkliche Leben mit allen seinen frischen Lächerlichkeiten und Niedrigkeiten eignet sich natürlich nicht zur sofortigen Veröffentlichung. Dieses Leben muß erst in Archive gebracht, in Faszikeln interniert und sozusagen an die Kette gelegt und gebändigt werden. Und erst nach hundert Jahren, wenn sich das ganze zeitgenössische Spalier verlaufen hat und alle Aktualität verraucht ist, dann dürfen die Historiker diese intime Wirklichkeit aus den Faszikeln ans Tageslicht der Enkel bringen. Nach hundert Jahren sieht ja alles ganz anders aus; die Lächerlichkeit ist dann ein Kulturdokument und die Niedrigkeit ein Charakterzug.«


Hirschfelds Feuilletons, stilistisch fein geschliffene Betrachtungen eines zunehmend melancholisch gestimmten Wienkenners, sind bis heute mit Gewinn zu lesen. Die Rechtschreibung wurde behutsam an die heutige Form angepasst. Unbekannte Ausdrücke werden erläutert.

Für editorische Hilfestellungen bedanke ich mich herzlich bei Marie-Theres Braula, die die Texte mit Umsicht und Sorgfalt



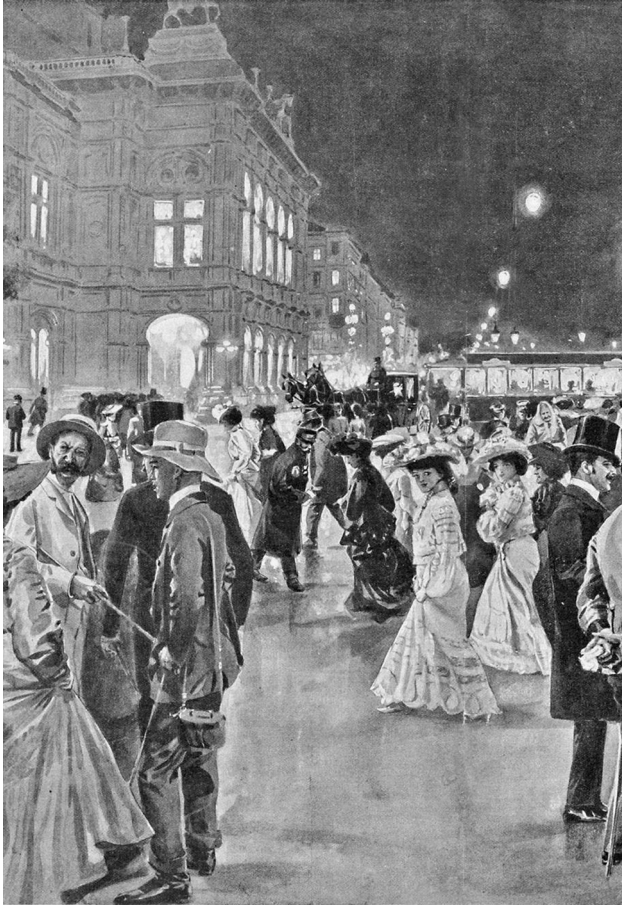
transkribierte. Weiters bei Alexander Lellek, der dem Vorhaben von Beginn an mit offenen Armen gegenüberstand und in bewährter Weise eine verlegerische Heimat bot. Für wertvolle Hinweise und Unterstützung bei den Recherchen geht mein Dank an Ursula Fuchs, Gertrude Kern, Christian Klösch, Klaus Leitgeb, Sylvia Linc, Alfred Pfoser, Robert Sommer, Andreas Weigl, Alexandra Wieser, Elke Wikidal und Gerhard Zeillinger. Und schließlich gilt mein besonderer Dank meinen Liebsten, Barbara und Lena, die mir – krisenbedingt – zwar manchmal ferner als sonst, im Herzen aber umso näher waren.

Peter Payer  
Wien – Küb, Sommer 2020





# KAISERLICHES WIEN



Ringstraße bei der Hofoper,  
Zeichnung von Wilhelm Gause, um 1910

## Fiakerlied in Moll

Vielleicht kommt's mir nur so vor, aber ich habe das Gefühl, als ob Wien sich jetzt ganz merkwürdig heftig und eilig verändern würde. Nicht jenes natürliche langsame Verändern, dem wir schon seit Jahren bewundernd oder raunzend zusehen. Nein, eine jähe Verwandlung, die vor ein paar Monaten, höchstens vor einem halben Jahre angefangen hat. Wer etwa so lange nicht hier war und jetzt, zu diesem lebenslustig herbstlichen Saisonbeginn, zurückkehrt, muß das stauend bemerken. Ein ganz anderes Tempo, ein neuer Rhythmus scheint die Straßen zu beherrschen. Ein Strecken und Dehnen geht durch das Ganze, noch ein bißchen unbeholfen und unsicher, gleich einem Jüngling, der aus seinem ausgewachsenen Bubenanzug heraus möchte. Am Abend, so um die Theaterstunde, zum Beispiel bei der Oper, da spürt man das besonders deutlich. Bedrohlich und verwirrend kreuzen hier die Fahrzeuge und dazwischen bewegen sich die Fußgänger wie auf der Flucht. Man fährt jetzt nicht nur viel rascher in Wien, man geht auch viel eiliger, geschickter, weil sich die Menschen immer den Fuhrwerken anpassen. Und erst vor der Oper selbst, diese verblüffende Auffahrt, diese langen, sich stauenden Reihen von Automobilen, von berittenen Wachleuten kommandiert und geleitet, dieses Durcheinander von Rufen, Huppensignalen und Motorgeknatter. Da hat man zum erstenmal den Eindruck: Weltstadt und bekommt ungefähr eine Ahnung, wie es in dem morgigen Wien ausschauen wird.

Um so merkwürdiger berührt dieser Anblick, wenn man zufällig eine Einladung ins gestrige Wien in der Tasche trägt: »Zur Abschiedsfeier für Herrn Franz Reil, vulgo Schuster-Franz, nach 38jähriger Dienstzeit im Fiakergewerbe und anlässlich der bevorstehenden Übersiedlung in das städti-

sche Versorgungsheim in Lainz.«<sup>1</sup> Liest sich das nicht wie der rührende Text eines Volkssängerliedes oder die Inhaltsangabe eines Stückes von Costa<sup>2</sup>? Man muß nur wissen, wer der Schuster-Franz war: ein ganzes Programm, eine wienerische Weltanschauung, eine endgültig versunkene Zeit. Freilich müßte man wenigstens vierzig Jahre auf dem Rücken haben, um das richtig zu würdigen, und wir Nachgeborenen können uns nur daran halten, was gedruckte und mündliche Ueberlieferungen von dieser heroischen Fiakersängerzeit der Achtzigerjahre melden: vom lustigen Hungerl<sup>3</sup> und seinem Kumpan, dem Schuster-Franz, vom singenden Bratfisch<sup>4</sup> und dem pfeifenden Baron-Schani<sup>5</sup>. Auch die Wäschermädelbälle und die berühmten »Pascherinnen«<sup>6</sup> gehören hieher, und an diesen Abenden soll es herrlich fidel zugegangen sein. Ich kann mir nicht helfen, ich habe immer ein unbestimmtes Mißtrauen gegen diese Fiaker- und Wäschermädelherrlichkeit gehabt. Aber sonst sehr verlässliche und glaubwürdige Menschen sind jetzt noch davon begeistert, folglich muß doch irgend etwas daran sein. Und heute ist so eine letzte Gelegenheit, diese gestrige wienerische Lustigkeit kennen zu lernen, bevor sie ins Versorgungshaus geht.

Wenn Wiener Fiaker auseinandergehen und Abschied nehmen, so tun sies natürlich in einem Wirtshaus: draußen in Hernals, beim Stalehner<sup>7</sup>. Das ist sehr weit, man fährt also im Mie-

---

1 Franz Reil, vulgo »Schuster-Franz« (1849–1912), Wiener Volksliedsänger.

2 Karl Costa (1832–1907), Wiener Volksdichter und Librettist.

3 Karl Mayerhofer, vulgo »Hungerl« (1873–1905), Wiener Volksliedsänger und Fiaker.

4 Josef Bratfisch, vulgo »Nockerl« (1847–1892), Wienerliedsänger und legendärer Leibfiaker von Kronprinz Rudolf.

5 Hans Tranquillini, vulgo »Baron Jean (Schani)«, gest. 1895, Wiener Original und Kunstpfeifer.


6 Singende Schmugglerinnen.

7 Unterhaltungs-Etablissement in Wien-Hernals, Jörgerstraße 22.




tautomobil hinaus, ganz selbstverständlich. Erst wenn man in behaglicher Hast durch die Vorstadtstraßen rollt, merkt man die Symbolik. Es ist auch gar nicht mehr so weit und nach ein paar Minuten steht man schon vor dem Stalehner-Gebäude. Versteht sich vor dem neuen, das nach Aussage der älteren Generation lange nicht so schön und gemütlich sein soll wie das alte. Wahrscheinlich war es bloß niederer und schlechter ventiliert. Aber zwanzig Jahre später kommt einem die schlechte Luft, die man in der Jugend eingeatmet hat, immer herrlich vor. Man ist hier übrigens noch von einer ganz altmodischen Pünktlichkeit. Eine Stunde vor dem offiziellen Beginn sind die guten Plätze in der Mitte des großen Saales besetzt. Von einem verblüffend wienerischen Publikum. Man möchte es jedem auf den urwüchsigen Kopf zu sagen, was er ist. Es sind nicht lauter Fiaker, aber jeder einzelne wäre würdig, es zu sein. Man sieht da prächtige Köpfe: aus einem offenen weiten Stehkragen wächst ein starker Hals heraus, der in ein zwei- bis fünffaches Kinn übergeht. Darüber ein volles Gesicht von scheinbarer Energie und gutmütiger Strenge, ein gehörndelter Schnurrbart, das Haupthaar zur Bürste geschoren oder von einer fesch frisierten Verlebtheit. Die Gesichtsfarbe ist von jener gereizten Röte, die durch ein tätiges Bekämpfen der Antialkoholbewegung und dauernden Aufenthalt im Freien entsteht: ein Standplatzteint. Da sieht man auch die kleinkarierte Pepitahose, die schwere Uhrkette mit den vielen Anhängseln und das Ringlein am rechten Ohr läppchen. Die Frauen tragen sich ebenfalls solide und gemäßigt modisch. Nur ein paar entartete Jünglinge machen englische Anstrengungen und haben den Schnurrbart gestutzt. Man führt erbitterte Kämpfe um freie und bestellte Tische, wobei echt wienerische Rechtsanschauungen in bedrohlich beweiskräftiger Weise entwickelt werden. Und nach fünf Minuten sitzen die erbitterten Feinde versöhnt und rasch angefreundet am selben Tisch und führen zutrauliche und mitteiltsame Gespräche.

Der Saal ist genügend überfüllt und voll Lärm und Rauch und das Fest kann also beginnen. Natürlich mit einem Marsch



der Salonkapelle, auf den Walzer und wieder Märsche folgen. Man plauscht mit seinen Nachbarn und, wie man sich in den großen Premieren drin die gesellschaftlichen und künstlerischen Berühmtheiten weist, zeigt man sich hier einen hervorragenden Fiakereigentümer, Weinschänker, Bezirksrat oder einen Feuerwehrhauptmann, der am Sonntag beim Heurigen in Sievering singt. Man begrüßt die Tante aus Gaudenzdorf und die Cousine aus Ottakring wie Menschen aus fernen Ländern, bespricht die wichtigsten Familien- und Bezirksereignisse, Todes- und Unglücksfälle, schöne Leichenbegängnisse, ist überhaupt sehr vergnügt und ißt und trinkt dazu nach Kräften. Ein Ahnungsloser und Ortsunkundiger, der jetzt in den Saal träte, würde die schlechten Fiakerzeiten nicht ohneweiters merken. Aber dadurch, daß man weniger ißt und trinkt, werden sie schließlich nicht besser, die schlechten Zeiten, nicht wahr? Inzwischen ist's 10 Uhr geworden, ein poetisch gekleidetes Fräulein betritt das Podium und trägt einen sehr hochdeutschen Prolog vor. Aber der wird gleich wieder wettgemacht durch das danach auftretende Wiener Original-Heurigenquartett mit seinen Sängern. Die vier Herren sind in düsteres Schwarz gekleidet, stellen sich in einer Reihe in steifer Habtachtstellung auf und tragen regungslos und mit feierlich ernster Miene ihre lustigen Sachen vor. Altes und Neues, Schönes und Fragwürdiges durcheinander und ohne Unterbrechung: den alten Drahrer und die beliebte Aufforderung an das Mädchen, recht hoch zu hüpfen, wie sie es eben von den unterhalb des Straßenniveaus liegenden Nachtlokalen der Innern Stadt her gewöhnt sind. Was aber dort eine bloße Kuriosität und Spezialität ist, das ist hier ein Stück der allgemeinen Bildung, des täglichen geistigen und musikalischen Brotes. Man singt im Chore mit, man pascht und schnalzt und pfeift und eine geräuschvolle Lebenslust und Seligkeit erfüllt den Saal. Andere Programmpunkte folgen, jedesmal von einem Komiteemitglied angekündigt, das mit der Verzweiflung des Stockheiseren in den rumorenden Saal schreit: Verehrungs-




würdige! Aber er schreit das so energisch, so drohend resch und heiser, daß es wie eine scharfe Grobheit klingt.

Der Girardi<sup>8</sup> kommt, sagen die dicken Frauen an meinem Tisch. Aber es erscheint bloß ein beliebter Wiener Vorstadt-komiker, der, von dem beliebten wienerischen Komponisten begleitet, in gefühlvollen, polemischen und lustigen Liedern das Lob Wiens im allgemeinen und des Fiakers im besonderen singt. Taxameter, Auto und Aeroplan werden unter allgemeiner Zustimmung verächtlich abgetan. Um so mehr Anerkennung spendet der Sänger den trefflichen Einrichtungen des alten Wien, dem feststehenden alten Steffel, dem rauschenden Wienerwald, dem echt und herzlich küssenden Weana Maderl und was man sonst noch den allen Zeiten in die Schuhe zu schieben pflegt. Nach dem Jubel und der Begeisterung meint man wirklich, es könne nicht mehr höher gehen. Aber jetzt wird ein ganz alter Mann aufs Podium geführt und vorne hingestellt, und da bleibt er hilflos stehen, wie ein richtiger alter Mann. Bis er plötzlich mit einer jungen und sehr hellen und jubelnden Stimme zu singen anfängt. Das Simpelste, was man sich denken kann: *Wo'r i geh' und steh', tuat mr's Herz so weh* – aber mit dieser hellen Stimme packt er alle die Menschen und beherrscht den Saal. Und dann geht der Gesang in einen Jodler über, gleichsam, als ob jemand sich vom Boden erhöbe und zu fliegen begänne. Das ist etwas ganz Undefinierbares, ein Jodler: ein unartikulierte Sprechen im Dialekt, wienerische Gedichte ohne Worte – mir scheint, nun fange ich auch noch an, gerührt zu sein. Höchste Zeit, daß ich zahle und gehe. Ja, richtig, der Schuster-Franz – den hätte ich beinahe vergessen. Kein Wunder. Denn er steht draußen beim Eingang, wo er die Gönner und Freunde begrüßt, den Mitwirkenden dankt und sehr viel herzliche Hände schütteln muß. Ein großer, schneeweißer, alter Mann, schon ein bißchen unsicher und müde. Eigentlich ist er gar nicht so alt, etwa sech-

---

8 Alexander Girardi (1850–1918), Schauspieler und Operettensänger.




zig, aber ein achtunddreißigjähriges Feschsein nimmt einen halt her. Manches an ihm zeigt noch die Spuren einstiger Fiakerschönheit, aber die übermütigen und lustigen Dinge, durch die er so berühmt geworden ist, die sieht man ihm jetzt nicht mehr an. Mit den alten Menschen ergeht's einem eben wie mit den alten Zeiten: man kann's ihnen beim besten Willen nicht recht glauben, daß sie einmal so schön und herrlich gewesen sind.


Nun trete ich in die reine, mondstille Oktobernacht hinaus und gehe durch lautlos schlafende Vorstadtgassen stadtwärts. Da meldet sich auch schon die Reaktion auf diese vierstündige Lustigkeit. Und es war doch wirklich ein ganz merkwürdig lustiger Abend, wenn man den immerhin ernsthaften Anlaß bedenkt. Alle diese fidelen Sexten und Terzen und Läufe klingen jetzt verwunderlich in Moll nach, wie ein Grabgesang. Ich gelange auf den Gürtel<sup>9</sup>. Droben glänzt ein Zug der Stadtbahn vorüber, drunten einer der Straßenbahn, wie zwei leuchtende Rufzeichen einer anderen Zeit. Ja, aber die alte Zeit war doch so schön und gut. Vielleicht wird die neue ebenso schön und gut oder noch schöner und besser sein. Und ich bin schon auf dem Ring und stehe wieder vor der Oper. Eben endet zu miternächtiger Stunde ein Wagner-Abend. Ein eiliges Auseinanderstrahlen von Automobilen, mit Kostbarkeiten gefüllt, und verblüfft blickt der aus Hernals Zurückgekehrte auf dieses faszinierende Bild. Nein, nein, das morgige Wien wird schön sein, auch ohne Fiakerei und Wäschermädeltum. Es wird sich gar nicht so viel verändern, wie die Kutschbockkavaliere und ihre Couplettdichter meinen. Der alte Steffel wird seinen Standplatz nicht verlassen, der Wienerwald wird ruhig weiterrauschen und auch die Weana Madeln werden ebenso echt und herzlich weiterküssen wie zuvor – da können wir ganz unbesorgt sein. Manches wird schon anders werden, oh

---


9 Gürtelstraße, die ringförmig zwischen ehemaligen Vorstädten und Vororten verläuft.



ja. An die Stelle des koketten Mannes in der lichten Pepitahose, der sich von seinem Passagier duzen ließ oder mit ihm grob war, tritt ein Mann in gewöhnlichem Kittel, den man stets per Sie anspricht und der so exakt und rasch funktioniert wie sein Taxameter und sein Motor. Gegen diese Erkenntnis hilft kein trotziges Sträuben und keine selbstgefällige Rührung. Die Sesselträger, die es vor hundert Jahren gegeben hat, sind auch verschwunden, als kein Mensch mehr ein Bedürfnis hatte, getragen zu werden. Genau so wird es den Fiakern gehen, wenigstens der eitlen und koketten Gattung. Eine Pepitahose, ein urwüchsiges Gesicht und ein witziger und singender Mund allein geben noch keine Existenzberechtigung. So hübsch und amüsan das alles war, es muß verschwinden oder sich verwandeln, wie das ganze paschende, schnalzende und dudelnde Wien. Der Schuster-Franz macht nur den Anfang. Noch ein paar Schnalzer und Jodler und dann fährt das Fiaker-tum von gestern in die Versorgung.



(Neue Freie Presse, 23.10.1910, S. 11–12)




## Konzert für Augen

### Unmusikalische Betrachtungen

Das Vornehme daran ist die Stunde des Beginns: halb ein Uhr mittags, wo die Werkelmänner zu spielen beginnen und den minder musikalischen Menschen damit verkünden, daß die Suppe halb fertig sei. Diese vulgäre Einrichtung des Mittagmahls gibt es für den Besucher philharmonischer Konzerte nicht; er speist vor dem Konzert um halb zwölf, das heißt, er dejeuner oder – noch besser – er luncht und er speist nach dem Konzert, zwischen drei und fünf, das heißt er diniert. Zwischen diesen beiden Vornehmheiten, zwischen Lunch und Diner liegt die dritte, vielleicht nicht einmal die wichtigste, das Konzert. Denn es ist klar: Konzerte besuchen kann jeder hergelaufene Musiknarr, der zehn Kronen in die Hand nimmt und sich einen Cerclesitz kauft, aber Lunchen und Dinieren das ist eine viel schwierigere und feinere Kunst, zu der man angeleitet, erzogen, ja, am Ende sogar geboren werden muß. Und wer weiß, ob nicht derlei Erwägungen im Unterbewußtsein des eleganten Konzertbesuchers schlummern. Die komplizierten und kostspieligen Seelenzustände mondäner Damen, fashionabler Herren sind nicht so leicht zu ergründen, und während wir dummen Spießier wännen, daß die eleganten Leute den musikalischen Genüssen nur deshalb so heftig frönen, weil das jetzt als modern und vornehm gelte, ist ihnen dieses philharmonische Konzert vielleicht bloß ein Vorwand um zu lunchen, zu dinieren, eine Gelegenheit, sich recht deutlich und sichtbar von dem Mittagmahl- und Jausenpöbel zu unterscheiden – wer kann das wissen.

Nicht ohne ein Gefühl des Bedauerns geht man durch die vom Vorfrühling erfüllten, sonntäglichen Straßen zum Musikvereinsgebäude hin. Unter uns, ist es nicht eine gelinde Torheit, sich zu solcher holden Mittagstunde mit vielen an-



deren Menschen in einen geschlossenen Raum zu setzen – auch der kindliche, unerfahrene Frühling blickt ganz erschrocken auf die eleganten Toren und Törinnen, die sich da hastig hineindrängen, die das elektrische Licht dem Sonnenschein vorziehen. Aber wenn dieser Frühling erst älter und erfahrener sein wird, wenn er Sommer und Herbst gewesen und Winter geworden ist, dann wird er sich auch das Staunen über alle Versehrtheiten abgewöhnt haben und wird wissen, daß die Verschiebung und Verzerrung des Gewöhnlichen und Natürlichen das Geschäftsgeheimnis aller Eleganz bildet.

Aus dem wirklichen Frühling ist man in den Saal getreten und einen künstlichen findet man darin wieder. Ein neues Frühjahrskleid und ein neuer Frühjahrs Hut machen freilich noch keinen Frühling, wohl aber einige hundert; dazu noch die glockenförmigen Gehröcke der Herren, ihre tiefsinnigen Kravatten, ihre durchdachten Modewesten – da wird es einem allmählich klar, daß ein philharmonisches Konzert doch keine so törichte und überflüssige Sache sei. Freilich, eine musikalische Angelegenheit im Wortsinne ist dies Konzert nicht, wenngleich es seine strengen Gesetze über Taktarten und Tempi hat, bloß eine Art musikalischer Schaustellung – ein Konzert für Augen. Und wären die Westen und Rockschöße der Herren nur ein wenig anders zugeschnitten und mangelte nicht der ungehinderte Ausblick auf Nacken, Schultern und Arme, man könnte sich auf einem, bei hellichtem Tage abgehaltenen Repräsentationsball wähnen, von dessen wichtigsten Merkmalen keines fehlt: die Unzahl der Kärntnerstraßengesichter, die Unmöglichkeit, einen Schritt zu tanzen, und der tiefe Ernst auf allen Mienen. Nur, daß hier auch junge Männer sitzen bleiben dürfen, und daß man, wie ein Blick auf das Programm lehrt, in diesem Saale zwei Stunden lang vor der »Lustigen Witwe« sicher ist – obwohl sich das nie mit Bestimmtheit vorhersagen läßt.

Die erste Produktion, die nicht auf dem Programm steht, hat schon begonnen: das Prüfen und Stimmen der Instrumente, das kurze Aufflattern von Klangfiguren und Läufen, von angedeu-


teten Melodien. Wohl ist dies kein so eigenartiges Vergnügen wie bei einer Operettenpremiere, wo man stets die Gewißheit hat, vor der Ouvertüre seine besten und ältesten Bekannten begrüßen zu können, aber auch hier kriegt man einen appetit-reizenden Vorgeschmack der kommenden Genüsse. Und nun tritt ein schlanker Herr mit einer Art verklärten Apostelglut bescheiden an das Dirigentenpult – Richard Strauß, der Tondichter der ††† »Salome« und anderer verruchter Dinge. Natürlich erwartet man von ihm auch ein entsprechendes Dirigieren, mit Händen und Füßen, oder mit den Ohren und Haaren, doch in gymnastischer Hinsicht enttäuscht Strauß gewaltig. Er gebärdet sich ziemlich ruhig und schlicht; ab und zu versucht er wohl ein weiter ausholendes Schwimmtempo, eine Rumpfbeuge oder Kniebeuge, allein das Ganze wirkt noch ziemlich steif und un gelenk, etwa als ob ein Anfänger »müllern«<sup>1</sup> würde – Gustav Mahler kann das viel besser.

Aber eine helle Freude ist es, den 117 Philharmonikern bei der Arbeit zuzuschauen; wie diese Künstlerschar, unter der sich so mancher Berühmte, so viele ehrwürdige Weißköpfe und Grauköpfe befinden, eifrig drauf los spielt, ihnen zuzuschauen, wie sie unverdrossen und brav fideln und blasen, daß ihnen die Stirn perlt, und das alles für mich – Konzert für Augen. Es ist aber auch ein gar vergnüglicher Anblick; vorne die Haupttruppen, die imponierende Masse von fünfzig Geigern, in der Mitte ein gleichsam träumerischer Kreis von etwa zehn Cellisten, die beiden Harfen, hin und her schwankend, wie trunken von ihren eigenen Klängen, und im Hintergrund das schwere Geschütz, die wacker schiebenden Posaunisten, der resolute Paukenschläger und die Kontrabassisten. Die imponieren mir am meisten; eine zehn Mann starke Garde, stehen

---

1 Umgangssprachlicher Ausdruck für »gymnastische Übungen machen«; benannt nach dem dänischen Sportler Jørgen Peter Müller (1866–1938), der Anfang des 20. Jahrhunderts mehrere populäre Gymnastiklehrbücher verfasste.






sie nebeneinander an der Hinterwand. Mit ihren gewaltigen Instrumenten, auf denen sie, wie es scheint, nach Gutdünken und Herzenslust spielen, machen sie den Eindruck eines musikalischen Fasolt- und Fafner-Geschlechtes<sup>2</sup>, das verächtlich auf alles blickt, auf die Menschen und selbst auf die Götter. Und ich entsinne mich ganz genau, als Kind nur für diese zwei Berufe geschwärmt zu haben: Tramwayschienenputzer und Baßgeiger Ich weiß nicht warum, aber die hielt ich für die unabhängigesten und stolzesten, für die freiesten und glücklichsten Menschen – und beide Berufe habe ich verfehlt.

Nun, das sind ja recht schöne Kindereien, und dazu braucht man wirklich nicht in ein philharmonisches Konzert zu gehen – vielleicht doch. Alle Kinder zieht es immer mächtig zum Orchester hin, zum lustigen Gefiedel und Dirigieren. Haben wir nicht im Volksschullesebuch gelernt, daß aus dem kleinen Knaben, der auf einem Stäbchen selig geigte, nachmals ein Haydn wurde, und später hat man uns diese naive Geschichte mit gebildeteren Worten wiedererzählt: daß musikalischer Rhythmus nichts als ein Reflex der Körperbewegungen sei. Das Kind ahnt richtig, was das Wesentliche an der Sache ist, das Fiedeln und Dirigieren, der Trommler und der Baßgeiger, das Konzert für Augen, und oft ist es auch das Vergnüglichsste daran. Aber dieses aufrichtige Bekunden und Bekennen einer Freude und eines Behagens wird einem allmählich ausgetrieben; man gewöhnt es sich ab, ein Kind zu sein, und wird ein Erwachsener, doch nie so sehr, um diese naive Freude am Fiedeln und Dirigieren gänzlich unterdrücken zu können. Weil es aber jetzt nicht mehr gut geht, sich bewundernd zum Kapellmeister hinzustellen, so zieht man den Gehrock an, nimmt ein Konzertabonnement und hört mit ernster gebildeter Miene die unbequemsten Musikstücke an, um sich heimlich, ganz heimlich am Fiedeln und Dirigieren erfreuen zu können.

---

2 Fasolt und Fafner, Riesen in der germanischen Mythologie; zentrale Figuren in Richard Wagners »Ring des Nibelungen«.



Die Damen und Herren, mit denen ich unbekannterweise die Loge teilte, hätten das allerdings nicht hören dürfen, sie würden mich sonst gewiß wie einen Aussätzigen angesehen haben, wie einen Frevler, der in diesem Saal gar nicht hinein gehört. In der Tat, als ich nun umherblickte, schien es mir, als ob ich wirklich in keine der vier Kategorien von Konzertbesuchern paßte, die ich hier bemerkte und die ich zum Gebrauche für jedermann, nach ihrer Güte geordnet, verzeichne: 1. Die Menschenfeinde; sie simulieren Kopfweh, stützen das Haupt in die Hand und blicken verächtlich und finster drein. 2. Die Geistesabwesenden; sie stieren tiefsinnig auf einen bestimmten Punkt und behaupten, ihre Umgebung nicht zu sehen. 3. Die Verzückten; sie verdrehen die Augen und schütteln und wenden sich, ohne ein Unwohlsein als Entschuldigungsgrund zu haben. 4. Die Feinsinnigen; das ist die ärgste Kategorie, weil sie das meiste Wesen macht. Zu ihr gehören hauptsächlich ältere Damen, Mädchen nicht ausgeschlossen. Sie blicken ihre Nachbarn wiederholt verständnisfordernd an, schließen selig die Augen, wiegen das Haupt und bei besonderen Bravourstellen erteilen sie nickend ihre Zustimmung, mit dem Gesichte von Leuten, die wissen, wie teuer diese Töne zu stehen kommen. Allen vier Kategorien zusammen traue ich nicht, sie gebärden sich mir viel zu sachverständig und zu gefühlvoll. Bloß ein einziger Zuhörer schien mir vertrauenswürdig zu sein; er saß in seiner Loge wie der Operndirektor im Wirtshause und blickte teilnahmslos und gleichgültig drein – ich vermute, der Mann muß von der Sache etwas verstanden haben. Das meiste Vertrauen war ich jedoch dem Verständnis und der Aufrichtigkeit eines alten Herrn zu schenken geneigt; er schlief, ungerührt durch die ent-rüsteten Damenblicke, einen gesunden und gerechten Schlaf.

Völlig unmöglich war es mir aber, die in großer Zahl anwesenden jungen Mädchen in einer meiner vier Kategorien unterzubringen. Es wäre für sie auch nicht schicklich gewesen, sich derartig zu gebärden. Sie saßen vielmehr in einer tadellos ruhigen und gefaßten Haltung da, bereit, alles zu ertra-

gen, was da auch kommen möge. Wahrhaftig, man kann sich keine trefflichere Schule des guten Tons denken – ohne jedes Wortspiel. Der gute Ton besteht ja darin, immer Haltung und Fassung zu bewahren, immer eine ruhige Freundlichkeit zur Schau zu tragen, und dazu ist hier wahrlich reichlich Gelegenheit. Da wurden zum Beispiel ein Präludium und eine Symphonie gespielt – also, ich will keine Namen nennen, sie sind auch ziemlich nebensächlich. Bei den Berühmtesten stellen sich nämlich unvermeidlich jene gewissen Melodien ein, die mich gar lieblich an die holde Zeit der Fingerübungen gemahnen, jene Eine-zweie, Dreie-viere-Melik bei Czerny, Cramer und Diabelli<sup>3</sup>, für die sich wohl nur Klavierlehrer ehrlich begeistern können. Und solche kunstvoll instrumentierte Fingerübungen muß man hier stundenlang ehrerbietig anhören. Die tiefe Wahrheit des Hanslickschen<sup>4</sup> Wortes, daß ein schöner Walzer mehr wert sei, als eine langweilige Symphonie, habe ich hier völlig auskosten müssen – ein Walzer, ein Walzer, ein Konzertabonnement für einen Walzer – und wäre es selbst der aus der »Lustigen Witwe«.

In den Pausen wird hier weniger Geist und Witz abgesondert, weniger gelächelt und kokettiert, als bei anderen mondänen Gelegenheiten. Alles ist nämlich vollauf beschäftigt mit der Lektüre des Führers durch die philharmonischen Konzerte. Das ist ein Büchlein, welches offenbar den menschenfreundlichen Zweck hat, größere Blamagen vorzubeugen und den nötigen Konversationsstoff zu liefern, ein Unternehmen, welches einen ganz guten Kern hat, aber meiner, leider unmaßgeblichen Ansicht nach in unrichtiger Weise betrieben wird. Dieser Führer bietet eine Erläuterung der Themen, der Instrumentierung, sowie der höheren Absichten, ferner enthält er fortlaufend nummerierte Notenbeispiele, alles nur für

---

3 Carl Czerny (1791–1857), Johann Baptist Cramer (1771–1858), Anton Diabelli (1781–1858), Komponisten und Klavierpädagogen.

4 Eduard Hanslick (1825–1904), Wiener Musikkritiker.

Leute, die von der Sache etwas verstehen – aber um die handelt es sich doch gar nicht. Namentlich diese nummerierten Motive können die heillosen Verwirrungen anrichten. Es zählt zum Beispiel ein Mädchen diese Motive ängstlich mit, das im Zählen nicht ganz sicher ist (es soll ja noch Mädchen geben, welche nicht bis drei zählen können), sie bleibt um ein Motiv zurück oder eilt um eines vor oder sie läßt eines fallen, wie man eine Masche fallen lässt und bemerkt es gar nicht – also das kann doch zu den ärgerlichsten Komplikationen führen. Man müsste die Sache derart arrangieren, wie es seiner Zeit bei den Vorstellungen des Verwandlungskünstler Fregoli<sup>5</sup> geschehen ist, wo ein Bediensteter vor jeder berühmten Maske, die Fregoli anlegte, eine Tafel mit dem Namen des Betreffenden in die Höhe hob, so daß jedermann sich auskannte – das ließe sich vielleicht auf die nummerierten Motive anwenden. Aber noch besser, man hört auf meinen Rat und gestaltet den Führer zu einem regelrechten Gesprächsbüchlein, in der Art der bekannten Sprachführer, immer Frage und Antwort, beides möglichst unwahrscheinlich und albern. Beispiel. Herr: »Mein Fräulein, wie denken Sie über die Form des Passacaglio oder Hahnen-trapp<sup>6</sup>?« Dame: »Wie ich darüber denke, mein Herr? Je, nun, der Hahnen-trapp ist eine achttaktige Melodie« – und so weiter.

Also und jetzt spricht Zarathustra. Die letzte Produktion und, wie es scheint, die vergnüglichste, denn alles setzt heitere oder spöttische Mienen auf. Alles blättert aber auch im Führer, um sich noch rasch nach dem Inhalt und dem Sinn der symphonischen Dichtung zu erkundigen. Eine ziemliche Weile sitzt man ratlos da und weiß nicht, was man für ein Gesicht machen soll. Und plötzlich taucht eine Melodie auf – jawohl, eine Melodie, keine Fingerübung, eine Melodie, die immer siegreicher wird, und da klappt man das Büchel mit seinen nu-

---

5 Leopoldo Fregoli (1867–1936), italienischer Verwandlungs- und Imitationskünstler.

6 Tanzmelodie, im  $\frac{3}{4}$  Takt gesetzt.

mierierten und vorgekauften Gefühlen zu und gibt sich gedankenlos den Klängen hin, Klängen, die maßlos anwachsen, wie die entfesselte Sehnsucht eines Menschen. Und nun reist man in einer halben Stunde durch all das, wozu man sonst ein ganzes Leben braucht. Von Sehnsucht zur Leidenschaft, auf die natürlich eine schrille, unechte Heiterkeit folgt; dann verstummen die häßlichen Töne allmählich, und eine einzelne Violine singt ihr verliebtes Lied, das immer höher steigt und am liebsten wohl über die Saaldecke hinaus möchte, und es klingt daraus ein übermenschliches Wollen und Sehnen, die ergreifende Klage, über das eigene Bewußtsein nicht hinaus zu können.

Und aus diesen höchsten Regionen Zarathustras, dieses »Menschen der reichsten Seele, des tiefsten Geistes, der höchsten Religiosität«, stürzt man jäh hinab in einen Konzertsaal, dessen Besucher geräuschvoll zum Aufbruche rüsten. Halb willenlos läßt man sich von ihrem Drängen erfassen, zur Türe schieben, die Stiege hinabführen und befindet sich auf einmal in der Garderobe und im Foyer, in einem Gedränge von Redensarten und Witzen, von Banalität und Heuchelei. Dieses Geplauder von Dinnermenschen, die froh sind, eine gesellschaftliche Pflicht hinter sich zu haben, soll damit das sehnsüchtige Lied ausklingen? Jawohl, das ist die Decke, über die kein Menschenlied hinaus gelangen kann, und dieses Foyer, diese Garderobe ist das eigentliche Endkapitel des Zarathustras. Wie hoch du auch steigen und träumen und philosophieren magst, es hilft dir nichts, Zarathustra, du mußt schließlich doch wieder hinab zu den Menschen, zur Gesellschaft, sie zerren dich aus der höchsten Sphäre herunter und, wenn es sein muß, mit Gewalt, wie den Irrsinnigen vom Dache. Jawohl, mein lieber Zarathustra, geh' nach Hause mit dieser simplen Weisheit, daß auch die am höchsten, am reinsten tönende Seele nach dem Konzerte ihren Ueberrock aus der Garderobe holen muß.

(Neue Freie Presse, 10.3.1907, S. 10–11)